

Die Hölle ist kalt und riecht nach Geld

Der englische Banker Tig Hague kam wegen einer Lappalie in ein russisches Gefängnis. 20 Monate verbrachte er im Straflager Zone 22 und bekam dort Gewalt und Demütigungen zu spüren. Die Rückkehr in die Normalität fällt schwer. Hague erzählt, wie er den Horror überlebte. *Von Markus M. Haefliger*

Eine der bohrenden Fragen, die sich Tig Hague als Gefangener immer wieder stellte, lautete: Was wäre geschehen, wenn er am frühen Morgen des 17. Juli 2003, einem Donnerstag, mit einem Lächeln durch die Zollkontrolle am Moskauer Flughafen Scheremetjewo gegangen wäre und dem Beamten, der ihn mit Fragen über den mitgebrachten Whisky schikanierte und dabei vieldeutig mit dem Zeigefinger seinen Daumen rieb, einfach ein paar Dollarscheine zugeschoben hätte? Er wäre durchgelassen worden. Aber der damals 31-jährige Londoner, ein Anlageberater, der regelmässig zu Geschäften nach Moskau flog, war missmutig, und er liess es den Russen spüren. Er habe dessen Geste nicht verstanden, sagt er. Dann war es zu spät.

Der Zöllner pisaecht ihn jetzt eindringlich, öffnet den Koffer, durchwühlt seine Sachen. Er zieht ein Paar Jeans hervor, greift in die Taschen. «Was ist das?», fragt er. Der Triumph ist ihm schon anzuhören. Er hält, in ein Blatt Zigarettenpapier eingewickelt, einen vergessenen Rest vom Haschisch in der Hand, das Hague am Wochenende davor an einer Party geraucht hat. Keine 2 Gramm, kaum genug für einen Joint. Hague wird noch am gleichen Tag in eine Zelle des berühmten Untersuchungsgefängnisses «Piet» in Moskau geworfen. Als hinter ihm die Tür ins Schloss fällt, blickt er in die Augen von 60 Mitgefangenen, die auf dem Boden hocken. Er ist in der Hölle angekommen.

Ein Jahr und acht Monate gehört Hague mit Leib und Leben einem Gefängnisystem, das in seiner Brutalität und Korruption seinesgleichen sucht. Die ersten fünf Monate in Untersuchungshaft in Moskau, nach einem Prozess, in dem die Anklagebehörde das Corpus Delicti, das entdeckte Haschisch, auf eine Menge von 28 Gramm hinauf frisirt, wird er in die «Zone 22» verlegt, ein Straflager für Ausländer in der Teilrepublik Mordwinien, rund 700 Kilometer südöstlich der Hauptstadt. Im März 2005 wird er entlassen. Trotz der Espakette, die ihm seine Familie schickte, hat er 20 Kilo abgenommen, einen Viertel seines ursprünglichen Körpergewichts.

Heute sieht Hague, ein Engländer mit lateinischem Aussehen, wieder unerschämter gut aus. Wir sitzen ihm im Wohnzimmer seines Reihenhauses im Nordosten Londons gegenüber. Lucy,

seine bildhübsche Frau, bringt Espresso. Das 15 Monate alte Töchterchen krabbelt herein und setzt sich auf den Boden. Tig Hague arbeitet seit einem Jahr wieder in der Londoner City, wieder bei einer Bank, wieder als Anlageberater für russische Kunden. «Ein neues Leben», sagt er. Zunächst hatte er Mühe, Tritt zu fassen. Ein Jahr lang verfolgte ihn die Gesichter von sadistischen Wärtern und Mitgefangenen. Er litt unter Panikattacken. Ohne Lucy, sagt er, wäre er nicht so weit. Und er schrieb sich den Schmerz von der Seele. Sein anschaulich und stüffig geschriebener Bericht, der in Buchform im Frühling in England erschien, beschreibt detailliert die Zustände und menschlichen Charaktere in russischen Strafanstalten. Eine amerikanische Ausgabe und Übersetzungen in mehrere Sprachen sind in Bearbeitung.

Verlorene Schmiergelder

Tig Hague hofft, mit den Tantiemen aus dem Buch und einer möglichen Verfilmung die Ausgaben und Schulden zu decken, die seine Familie auf sich nahm. Den grössten Posten bildeten 30 000 Dollar, den eine Moskauer Richterin einsackte für das Versprechen, Hague auf Bewährung freizulassen. «Wir hatten schon einen Deal und waren eigentlich zuversichtlich», erzählt Hague, «die Richterin hatte für weniger Geld einen meiner Mitgefangenen auf freien Fuss gesetzt. Aber am Morgen der Verhandlung nahm sie meinen Vater beiseite und erklärte, dass sie es nicht machen könne.» Der

Staatsanwalt hatte offenbar Wind von dem Handel bekommen und die Richterin bedroht. Schmiergelder werden bekanntlich à fonds perdu bezahlt – Hagues Familie sah von den Zahlungen keine Kopeke mehr.

Mit einem weiteren sechsstelligen Betrag erwirkte die Hagues immerhin eine Strafreduktion im Berufungsverfahren: dreieinhalb statt viereinhalb Jahre Arbeitslager. Bei guter Führung hat ein Häftling nach der Hälfte der abgesessenen Zeit Anspruch auf Erlass der Reststrafe. Wieder mussten Tausende von Dollars bezahlt werden, damit Hague in das nötige Verfahren aufgenommen wurde. Andere Auslagen betrafen zentnerweise Lieferungen von Schokolade und Zigaretten. Damit kaufte sich Hague die Gunst der Wärter, damit diese nicht willkürlich Disziplinarstrafen aussprechen oder schlechte Führungsberichte schrieben.

Hague schildert das Straflager als einen einzigen Erpressungsapparat. Die Aufpasser erfanden Verstösse gegen fiktive Reglemente mit dem Ziel, die Gefangenen zu Schmiergeldzahlungen zu bewegen. Offiziere mussten mit vierstelligen Dollarbeträgen abgefunden werden. Die Reise- und Anwaltskosten unbegriffen, mobilisierten Hagues Eltern insgesamt auf über 100 000 Pfund eigenes und fremdes Geld. Tig Hague sagt: «Ich werde alles bis auf den letzten Penny zurückzahlen.»

Im Untersuchungsgefängnis war Hagues Zelle 25 Quadratmeter gross, mit 10 Kajütenbetten. In den Raum wurden 60 Häftlinge gepfercht. «Man war 23 Stunden lang eingesperrt, und die eine Stunde ausserhalb der Zelle – da war's genauso eng, einfach auf dem Dach oben», sagt Hague. Zu essen gab es täglich Brei, Suppe, Teigwaren, in willkürlicher Reihenfolge. Nachts wurden über die Fenster Nachrichten, Geld und Rauschgift ausgetauscht. Die Briefe wurden der Aussenmauer entlang mit Schnüren bewegt wie Pendel, von Zelle zu Zelle, bis sie ihre Adresse erreicht hatten. «Es funktionierte fabelhaft, keine einzige Nachricht ging verloren», sagt Hague. Er beteiligte sich nicht an dem Nachrichtenverkehr, denn er hatte einen Vorsatz gefasst: nicht auffallen, keinen Vorwand für zusätzliche Strafen liefern. So schnell wie möglich heim zu Lucy.

Russische Strafanstalten werden nach zwei Typen unterschieden: «Rote» sind von den Behörden geführt,



Alltag im Lager: Kurzer Spaziergang an der frischen Luft. (Photoxpress/Dukas)



Turnübungen bei Minustemperaturen im Gefängnis in Mordwinien. (Maxim Marmur/AFP)



Tig Hague zurück in der Freiheit.

Überleben im Straflager

Tig Hague, 31, ist Anlageberater in London, verlobt, Vater einer Tochter. Regelmässig flog er zu Geschäften nach Russland, aber einmal, im Juli 2003, ging am Zoll etwas schief. Ein vergessener Rest von Haschisch im Gepäck brachte den Banker für 20 Monate in ein russisches Straflager. Seine demütigenden Erfahrungen in Gefangenschaft hat er nun in einem Buch beschrieben.

Tig Hague; Zone 22, Penguin Group, London 2008, 392 Seiten.

die Gefängnisleitung bei Laune hält. Wenn der «Wolf» verlegt oder entlassen wird oder umkommt, entbrennt um seine Nachfolge ein Kampf, bei dem viel Geld fliesst.

«Anrecht» auf Sex

Hague erinnert sich ungern an die Gewalt im Moskauer Gefängnis. «Die Regeln sind archaisch. Gefangene, die fünf Jahre oder länger sitzen, haben so etwas wie ein Anrecht auf Sex.» Laut Hague wird in jeder Zelle ein «Päderast» ausgewählt, meist ein nichtsehender junger Mann, der von seiner Freundin schwärmt oder mit seinem Liebesleben prahlt. «Dann heisst es: «Du bist der Päderast». Der arme Kerl muss immer auf dem Boden schlafen und seine Essensrationen teilen, er ist ein Sklave. Es ist eine verkehrte Welt. Das Opfer gilt als pervers, die anderen, die sich an ihm vergehen, gelten als

«Der «Doktor» kam, das war aber nur ein anderer Häftling aus einer anderen Abteilung. Er sagte: «Das Auge muss raus!»»

«schwarze» von den Insassen. Das Moskauer Untersuchungsgefängnis Piet ist «schwarz», es gelten die Bandengesetze. «In der Mitte der Zelle steht diese grosse Schale», erinnert sich Hague, «da musste jeder einen Teil seiner Zigaretten hineinwerfen. Es war eine Art Steuer für den «Volk». Der «Volk» (russ. für Wolf), das ist der Chef in einer «schwarzen» Anstalt, der Übergangster. Die Zigaretten sind seine Währung, mit der er die Wärter und





Zweimal am Tag bekommen die Gefangenen zu essen: Wässrigen Brei oder eine Suppe, aus der die Fleischstücke vorher geklaut wurden. (Kommersant/Dukas)

Normalen.» Hague hatte Glück: Er wurde nie behelligt.

Eine andere Regel lautete, dass jeder Gefangene einen Partner haben musste, mit dem er sich das Essbesteck teilte. «Du darfst nur mit deinem Partner essen, keinesfalls mit jemand anderem», sagt Hague. Wer sich an die Regeln hielt, kam ohne Schläge weg – ausser wenn der Selbstverwaltung der Gefangenen zum Trotz vermummte Polizisten die Zellen auf Mobiltelefone oder Rauschgift durchsuchten.

Im Straflager Zone 22 herrscht ein anderes, «rotes» Regime. Die Anstaltsverwaltung hat das Sagen. Tig Hague kann sich leichter Privilegien erkaufen. Jeder der 35 Insassen in seiner Zelle hat ein Bett. Im Winter ist es bitter kalt, minus 35 Grad im Freien, Minustemperaturen auch in der Zelle. Im Sommer plagen Mücken die Häftlinge. Das Essen besteht zweimal aus einem wässri-

gen Brei und – theoretisch – einer Suppe am Mittag. «Es schwimmen nur kleine Stückchen Gemüse in der Suppe herum, und wenn du einmal einen Fetzen Fleisch findest, ist das ein Grund zum Jubeln.» Die Wärter verkaufen die Lebensmittel ausserhalb des Straflagers, Hague ist überzeugt, dass Sträflinge auch darum möglichst lange gefangen gehalten werden, weil dem Lager dann mehr Lebensmittel zugeteilt werden. Von je nach Zeitpunkt 250 bis 500 Mitgefangenen Hagues wurden nach seiner Zählung jeweils 50 oder 60 zwischen vier und sechs Monate später freigelassen, als ihnen zustand.

Im Lager arbeitete Tig Hague in einer Nähfabrik. Manchmal nähten die Gefangenen Jacken oder Overalls, oft wurden sie sinnlos beschäftigt. Einmal wurden militärische Schutzanzüge aus den vierziger Jahren angeliefert, daraus mussten sie grobe Fäustlinge nä-

hen. «Das Material war giftig, glitschig und staubig», sagt Hague, «wir bekamen Ausschläge und Atemstörungen.» Hagues Auge schwoll auf die Grösse eines Tennisballs an. «Der «Doktor» kam, das war aber nur ein anderer Häftling, der in der Krankenabteilung arbeitete. Er sagte: «Das Auge muss raus!» Hague wird verlegt und lebt eine Woche lang mit der Angst, sein Auge werde entfernt. Glücklicherweise vergisst man den Engländer. «Eines Morgens war das Kopfkissen voller Eiter, und mein Auge war wieder heil.» Medikamente wurden vom Personal entwendet und ausserhalb des Lagers verkauft. Stattdessen verschrieb der «Doktor» Medizin, von der sich herausstellte, dass es für Grosfvieh bestimmte Veterinär-Pillen waren.

Tig Hague lernte einen Aufseher kennen, den die Insassen «Leichenbestatter» nannten. An Schwächere

schlich er sich von hinten heran, und wenn sie es versäumten, in Achtungstellung zu erstarren, züchtigte er sie. Stärkere Männer beschimpfte er wüst. Er bediente sich aus privaten Esspaketen und gewährte nie die Erlaubnis für Aufenthalte in der Bibliothek. «Wenn er Dienst hatte, sperrte er alle ein.» Ein einziger Wärter war menschlich. «Erwa fünfzig, mit einem verwitterten Gesicht. Er stahl nie von den Gefangenen und war unbestechlich. Als meine Eltern zu Besuch kamen, gab er mei-

«Der arme Kerl muss immer auf dem Boden schlafen und seine Essensrationen teilen, er ist ein Sklave.»

nem Vater die Hand und sagte: «Ihr Bub war dumm, aber er kommt nach Hause. Schlagen Sie ihn nicht.» Da verschlug es mir die Sprache.»

Tig Hague bekam Hilfe von seinen russischen Kunden, die die Tagesfahrt von Moskau nach Mordwinien auf sich nahmen und ihn besuchten. Mit ihnen ist er weiter in Kontakt, aber er reist nicht mehr nach Russland. Er hat wieder sein Normalgewicht erreicht. Einige Allergien sind geblieben. Zum Glück fehlt ihm noch etwas: «Früher war ich aus dem Häuschen, wenn es auf Ferien zugeht. Jetzt habe ich Mühe, mich auf etwas zu freuen.»

Tig Hague war ein russischer Sträfling. Laut Victoria Sergejewa von der Menschenrechtsgruppe Penal Reform International in Moskau leben etwa 870 000 Häftlinge in russischen Straflagern, 160 000 von ihnen sind jugendliche Straftäter.